

Die Herrnhuter-Familie.

Menschliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptstadt — näher darf ich sie nicht bezeichnen — lebte seit sieben Jahren Herr Daniel Selber mit seiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beschäftigte sich wenig mit der Stadt, daher die Stadt desto mehr mit ihm. Wie konnte es anders sein? In Meinungen, Sitten und Leben unterschied er sich von allen übrigen Einwohnern zu sehr; und die Stadt, ob sie gleich neben starker Garnison und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauspiele, Casinos, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht so groß, daß sich nicht die meisten Bewohner hätten unter einander kennen sollen, wenn sie Lust dazu hatten.

Herr Daniel Selber hatte sich also hier seit sieben Jahren niedergelassen, nicht eigentlich in der Stadt, sondern nahe vor der Stadt. Da besaß er ein artiges Landhaus, sehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wiesen dazu gekauft hatte, gleich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich sein Bethanien; und weil, ich weiß nicht wie, sein Einsall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, anfangs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt

auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine auße Außerste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen äußerst sauber, aber so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putzischen besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Beständig gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug stets ihre Bänder von blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selber gewöhnlich in einem aschgrauen Kleide vom allerfeinsten Tuch; nie ein Stäubchen daran; Alles ungemein reinlich; zierlich vom Kopf bis zur Ferse. Wie man ihn vor sieben Jahren zum ersten Male gesehen hatte, so sah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach sieben Jahren. Er und seine Kleider schienen fast gar nicht zu altern. Er stand im Verdacht des Geizes.

Denn die strenge Ordnung und Spärlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien auch in allen übrigen Dingen. Martha und Maria besorgten das Meiste der Wirthschaft selbst. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man selten recht erfahren. Die Mägde waren jedesmal froh, wenn sie aus Betha-

nien erlöset waren. Keine klagte über schlechten Lohn, er war anständig; oder über harte Behandlung, sie war vielmehr reich, und, wie es viele nannten, sogar süßlich; oder über schlechte Kost, man führte einen guten Tisch; — aber doch ward das Leben in Bethanien unerträglich; Herr Selber ein wunderlicher, narri-scher Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha, an beiden Augen blind, dazu eine ewige Betschwester; Maria ein gutes Gänschen, aber sehr eigen in ihrem ganzen Wesen. Ungeachtet auf Mägdegeschwätz nicht viel zu bauen ist, konnte doch die übereinstimmende Aussage aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienst änderten, sprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien.

Auf den Schein der Heiligkeit hielt sie offenbar sehr. Nirgends nahm sie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unschuldigsten, Theil; man sah sie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria spiele das Fortepiano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jesu, ein Messias gegeben ward, zeigten sich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten sie selten, zum Genuß des Nachmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte sich oft mit dieser Herrnhuter-Familie zu schaffen, sprach von Sektirern, Heuchlern, Pharisäern, Anabaptisten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf den Herrn Selber. Der aber saß so unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre. Der Nachmittagsprediger, ein philosophischer Moralprediger, machte es nicht viel besser; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äußerliche Frömmelci, gegen die Gefahren der Absonderungssucht und dergleichen. Die ganze Ge-

meinde schielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von außen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von außen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten: doch waren sie gar nicht menschenfeind. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit ließen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es versteht sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn“ oder „Schwestern im Herrn.“

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen, und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, in manchen Augen ein schönes Mädchen — sie war, und wenn man's auch hie und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt,

wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn“ und wahren „Heilandskindern“ hätte verwandeln können, trotz dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralisch-philosophischen Nachmittagspredigers.

Maria mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßchen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Außer der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Namens Susanne, ein paar Jahre älter, als sie, sittig und fromm wie sie, gekleidet wie sie, auch mit rosenfarbenem Band wie sie, aber nicht so schön, wie sie, doch hübsch genug. Herr Selber versicherte zwar, Susanne sei eine in ihrer frühesten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waise. Aber in der Stadt wußte man sehr gut, daß sie ihn nicht umsonst Vater nannte und Maria Schwester. Man verkannte die Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit den Selberschen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre schwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte sich durchaus nicht rein brennen.

Die Hausverschönerung.

Zu seinen frommen Eigenschaften gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meisten Ruf hatten, sondern bei solchen, welche die wenigste Kundschaft besaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauferei. Im Frühjahr 1796 ließ er sein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morsch geworden sein mochte, von unten bis oben ausbessern. Die ganze Stadt wunderte sich über

den Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus dem Dienste lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, lösete das Räthsel. Die schöne Marie war bestimmt, die Braut eines in einer andern Stadt wohnenden Mitgliedes der Brüdergemeinde zu werden. Dieser Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joseph Vermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Vermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige schon auf dem Sprunge standen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen, und Herrnhuter zu werden, um in Gesellschaft der schönen Schwester zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verschönerte Herr Daniel Selber sein Bethanien auf alle Weise. Für sein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm; denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beispiel erläutert die Sache am besten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen lassen. Dafür wandte er sich an einen Schreinermeister, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von seinem Handwerk wenig verstand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meister Leonhard kam nach Bethanien, besichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden sollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meister Leonhard mit dem Kostenanschlag.

„Ich finde ihn sehr billig, Meister,“ sagte Herr Daniel: „hat Er sich auch nicht zu Seinem Schaden verrechnet?“

„Ich glaube doch nicht. Aber . . .“

„Gut, Meister, die Arbeit soll Er haben. Allein, Er nimmt

mir's nicht übel, ich habe schon die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet schlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig."

Der Meister verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwidern. Allein Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei Gefellen an. Nur gute Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt."

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verstand und Geschick . . ."

„Nicht doch, lieber Meister; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Also, Er hat Gefellen?"

„Ja, einen; seit vorgestern. Bloß für diese Arbeit habe ich ihn angenommen."

„Das ist schlimm, Meister Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erst zur Probe genommen. Denn sieht Er, der Mensch soll Alles hier im Hause unter meinen Augen arbeiten. Nun ist die Frage, ob er seine Sache aus dem Grunde versteht?"

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner versteht's. Der ist durch die ganze Welt gereiset; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnen, wie ein Schulmeister. Er heißt nur Salomon Weise; aber der Kerl könnte wohl der weise Salomon unter den Schreinergefallen heißen."

„Vortrefflich, lieber Meister. Aber damit ist nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen stillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, schwören und unnützes Geschwätz treiben. Ich wollte, Er hätte seinen Salomon Weise nur auf die Probe genommen. Hör' Er mich mit Geduld an, lieber Meister. Zürnen ist unchristlich!"

Meister Leonhard zerriß beinahe vor Zorn seine Mütze, die

er zwischen den Händen hielt. „Herr, ich bin Meister, und muß wissen, wer mein Gesell ist, und ob er mir taugt!“

„Gut, lieber Meister; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, so thut Er mir schon die Gefälligkeit, und achtet auch ein wenig auf meine Wünsche. Ich mache Ihm folgenden Afford. Er schickt mir seinen Gesellen. Gefällt er mir, gut; wo nicht, so zahle ich den Lohn für so viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir suchen uns einen andern, der mir anständiger ist.“

Meister Leonhard machte ein ärgerliches Gesicht, sagte kurzweg: er wolle sich darüber noch besinnen, und ging davon. Sein Meistersolz war durch die seltsamen Bedingungen aufs tiefste gekränkt. „Lieber Wasser und Brod daheim,“ brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens ging, „als bei solchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meistern die Gesellen verdingen und anstellen. Was? und bei mir fuge und passe nichts? Was versteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Besten! Das muß mir der alte Narr nicht sagen.“

So zankte Meister Leonhard, bis er zu Hause kam. Da schimpfte er auf die Sektirer und Herrenhuter ärger noch als der orthodore Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich so aufgebracht sei. Inzwischen wollte er doch auch den guten Verdienst im Selberschen Hause nicht verlieren, ließ Fünf gerade sein, und befahl seinem Gesellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeschirr und Holz ward hingeführt.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, warum Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdroffen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend, bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen, wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber ins Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Bescheidenheit. Auch sprach sein Aeußeres vorthellhaft für ihn; es war in der Haltung seiner schlanken Gestalt etwas Edles, in seinem Mienenspiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es sich wild um seinen Kopf kräufelte, stand ihm recht gut an, und in seinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas so wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfurcht zu fühlen, hinein sah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergefell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeußerungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber stand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und sah seiner Arbeit zu; aber es kostete

Mühe, dem Burschen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menschen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken schien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens lustwandelte, fand er den einsamen Salomon mit thränenfeuchten Augen unweit des Wohnhauses, im Gebüsch auf einem Ruhebänkehen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein Schnupftuch. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?“ fragte Herr Selber den Schreiner, welcher das Buch verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiderte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten.“ Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —“

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?“

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblick etwas Göttliches Sein Gemüth?“

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja. Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich erhoben, sondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich um-

gibt, und durch die Saitenlänge, die mir so wohl thun. Musik ist immer ein Seelenwein. Ich gedachte meiner längst verstorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnsucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflösung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie sehen, ich spreche noch im Rausch. Sie verstehen mich doch nicht.

„Wohl verstehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion ist Er, mein Freund?“

— Ich gehöre zum evangelischen Glaubensbekenntniß; und das ist nicht meine Religion, sondern das äußerliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieser innere Glaube?“

— Das ist das Unausprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und Allem was göttlich ist. Könnte ich's ganz aussprechen, so wäre es nicht mehr mein Inneres, sondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, ist die Gemeinschaft meines Ichs mit Gott, ist das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Geistes, zeigen, aber nicht mich selbst. So sehen wir auch Gott nicht, sondern nur sein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns schwebt, worin wir ihn erfassen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!“ rief Herr Selber erstaunt, setzte sich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit dessen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Besten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchsten und Schönsten, was die Menschheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er sagte mir etwas Dunkles. Was soll das Gewand Gottes sein, worin wir ihn erfassen?“

— Herr, wir sehen Gott, wie wir Menschen sehen; er ist unsern Augen und Ohren offenbar, wie ein Mensch dem andern. Unser Gott ist ein lebendiger, sichtbarer Gott, wie ein lebendiger Mensch dem andern erscheint. Aber der innere unsichtbare Mensch wird nicht mit den Sinnen erkannt, sondern nur seine Hülle, der Leib; und der unsichtbare Gott schwebt hinter seiner Hülle, in der er sich uns kund thut, das ist die Natur. Diese ist sein Leib. Aber spreche ich mit dem Menschen, so ist's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, so wenig als zu einem Felsen. Denn aller Leib an sich ist todt. Eben so rede ich nicht zur sichtbaren Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!“ rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbart hat? Warum schweigst du von Jesu?“

— Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?“

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbaret?“

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?“

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?“

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Bruder, du schwebst auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht erhalten kannst.“

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward.“

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. — Der Mensch hienieden ist nicht bloß ein Anschauendes, ein Erkennendes, er ist ein vielartiges Leben; das Centrum seines Lebens das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte inösesamt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesem, aber das Leben ist in aller Gesammtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein Bruder, hast freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nur in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt. Nun aber genas ich in Christo

zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtniskraft, nun das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in mir zum Wohlklang und Einklang. Vorher dachte ich, und philosophirte ich, wie du; nun lebe ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. — Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht bloß durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht bloß durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht bloß durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzelnen Theilen meines Selbstes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Gesamtwesen brachte; daß er mich mit sich und der Gottheit gleichsam in Eins auflösete und verschmolz. Nun ward mir erst Licht über seine Worte, und über mich selbst. Vorher verstand ich sie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verstande allein; nun verstand ich sie in meiner ganzen Natur; nun fand ich einen sichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in diesem Leben auflebe, je heller und schöner wird mir das All. Nur das Einzelneleben in einer einzigen Kraft unsers Ichs bringt Widerspruch hervor und ist Krankheit, Tod, Sünde. So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit sein Heil sucht; so, wer seine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wissen allein sucht. Aber durch Jesum verschmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geist in ein unzertrennliches Eins; und Alles ist mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geistige verklärt mein Irdisches; das Irdische ist die goldene Schaafe der geistigen Perle. Indem alle Widersprüche in mir aufhören, hören

in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, sondern nur ein seliges Wollen. Wer in Jesu lebt, hat keine Pflicht mehr, sondern nur Liebe, durch die er Alles ist und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da ist Vollendung der Menschheit!“

Herr Selber sprach mit großer Bewegtheit. Sein Angesicht schien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte sanft auf Salomon, und stand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast, doch nicht bloß mit dem Verstande. Möge der Geist des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küsse dich mit dem Kusse des Friedens.“ Er küßte ihn auf die Stirn und begab sich hinweg. Es ward schon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finstern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüsch, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligsten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelsten war, kniete er hin, legte sein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abendthau flossen seine Thränen.

Fortsetzung des Gesprächs.

Als Salomon folgenden Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italienischen Pappeln in der Ferne sah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonne-

ner er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Es klang wohl wie Schwärmerei, wie mystisches Träumen, aber es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel in der menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun wie im vollen Lichte zu leuchten schienen, während er sie sonst wie halbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen.

Bei dem allem konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie unvorthellhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Andächteln, Frömmeln und Heucheln, sich niemals mit Herrn Selber ins Gespräch hatte verflechten lassen wollen. Nun aber erschien ihm dieser Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menschen voll tiefer Religiosität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menschen nicht wohl sein konnte. Er verzieh ihm die herrnhuterische Absonderungssucht, und dachte: wohl dem, der ganz sich selbst leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die saubern, breiten Wege zwischen den grünen Rasenbeeten und blühenden Baumgruppen in Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einsiedlerischen Weisen, der von der Welt nicht verstanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar schon immer heimelten ihn diese stillen Schattengänge, diese freundlichen Ordnungen, diese Sauberkeit und anmuthige Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts Anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weise; als äußerlichen, gefälligen Schein, demü-

thiges Brunken mit Einfachheit, Vorspiegelung innerer Reinheit durch äußerliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zufällige Außenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon wünschte dem merkwürdigen Mann näher zu kommen.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkehen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen.“

— Nein, erwiderte Salomon: vielmehr den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Erkennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort der nach Vollendung strebende, weltverachtende Geist.

„Du willst sagen, mein Bruder,“ erwiderte Herr Selber, „es sei schwer von einer Krankheit zu genesen. Fürchte dich nicht. Wir vermögen Alles durch Jesum. Er gibt uns die unser ganzes Wesen durchdringende Arznei; und hat sie uns ganz durchdrungen, dann sind wir geheilt. Dies ist aber die Liebe, in der er gestor-

ben ist für uns. Darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott über Alles. Du sollst aber Gott lieben nicht bloß in deinen Gefühlen, auch nicht bloß in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntnissen, sondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, sterben in Liebe. Siehe, dann bist du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in seiner Nähe. Es ist wahr, du kannst auch Gutes thun ohne Religion, aus bloß tugendhaften Grundsätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit stürzen die festesten Grundsätze der Vernunft. Hast du es nie erfahren? Zwar du kannst gut sein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeschaffenes Herz; aber eben dieses kann oft von Trugschlüssen des Verstandes geblendet werden. Hast du es nie erfahren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arznei: so verlägne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flitter zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth, verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsterheiten unserer Krankheit wieder regen; aber wir ken-

nen unsern Arzt und sein Erbarmen; es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Glendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt werthvoller; es ist selbst im Wahrnehmen unserer Armensünderschaft etwas Seliges."

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und sprach: „Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, jetzt mischt sich in die Erhabenheit Ihrer Vorstellungen doch etwas von herrnhutischem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe und gibt uns Schattenwerk, statt des Wesens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen dessen nicht; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Aber vielleicht ist Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorstellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiösen Bruderschaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit seitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantasie und Empfindelei. Es stört den Einklang der gesammten Gemüthskräfte, den Sie selbst wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft steht wie eine verstoßene Waise dabei."

Der fromme Mann schwieg, und sah lange vor sich hin. Endlich sprach er kaum hörbar leise: „Es ist wohl möglich!"

Salomon fürchtete sehr, ihn beleidigt zu haben; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund," sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könntest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern

gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum.“

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt.“

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reiseten sie von einander, um neue Gemeinden verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum.“

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äußern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und ein Hirt Aller; viele Laufbahnen, ein Ziel.“

— Ich bin ein Christ, Herr Selber; aber mir thut oft weh, Bekenner einer abgeschlossenen Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glau-

ben an den Sohn Gottes eure äußerliche Absonderung, eure halb klösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut' Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche und in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchen würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungsfälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er.“ Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach außen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht.“

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn,“ fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde seine Kirche, und tadelt es den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zu ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich, daß die Form wohlthugend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschaffen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bedürfniß frommer Seelen mit

dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betstuhl, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äußere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwesternname, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterfuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen."

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschließen könne! — Längnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draußen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Benennung, in der wir uns als Brüder und Schwestern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter sich und mit dem Herrn vereinen soll. So mahnt die stille Würde und Ruhe, welche unserm Betragen vorgeschrieben ist, an die ewige Sabbathesruhe unsers Herzens, und wehret selbst den Ausbrüchen der Leidenschaften und damit ihrem Wachsthum. So mahnet äußere Einfalt und Reinlichkeit an die innere Reinheit des Gemüths und dessen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein veredelter Geist veredelt seine Sinne und alle irdische Umgebung. Er scheut die Hockart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entsprechenden Formen, den lieblichen Anstand, die Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen. Er macht, was an sich Staub ist, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild seiner selbst macht."

Salomon rief: O wäre dieser Geist in Allen, die zur Brüderunität gehören! Ist er's?

„Ich zweifle fast daran!“ antwortete Herr Selber. „Aber ist auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, ist doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meisten. Und die da krank sind: in unserer Ordnung und Zucht finden sie das beste Krankenbett, die sichere Arznei. Viel liegt am Erbreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Mensch werde.“

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenbett zu betrachten! sagte Salomon: und die äußere Zucht und die äußere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von außen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand des Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verkannt werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott.“

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Selbers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick; die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß; bewunderte den Ausdruck, die Kraft und Selbstständigkeit neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

K a l t e T r e n n u n g .

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethanien. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich Alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; außer dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durchs Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschten wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. „Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt.“ Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Sel-

ber konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitem Gespräch sich darüber mit einiger Härte äußerte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, um so mehr Entartung und Verwilderung, Zwietracht und Vergänglichkeit. „In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens,“ sagte er, „in jeder Geberde, in jedem Wort, sogar, wäre es möglich, in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen; daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trauesten Benennungen immer enger befreundeten. Wir aber fühlen, so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres, höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken.“

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz und sprach: „Ich liebe, ich verehere Sie, mein theurer, ehrwürdiger Herr. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so

viele Hochachtung eingefloßt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anderes, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider die Zinzendorf'sche Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widersteht mir, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen."

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf.

"Ich war," fuhr dieser fort, — „ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand auch die Nähe Gottes in den Tempeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smirna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülfe. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

„Es ist heilsam und geziemend, daß der Leib sein Gewand habe und der Glaube seine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder ist eine unsichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moscheen, Synagogen und Dome der Völkerschaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid ist dem Leibe aber das beste, welches ihn in Entwicklung seiner Kräfteanstrengungen am wenigsten beengt und drückt; und diejenige Kirche ist dem Geiste die

angemessenste, welche seine Freiheit am wenigsten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, stehen die Geister vor Gott. Nicht Einer kann, will und soll sein, was der Andere. Gott will es nicht, darum stattete er uns Alle aus mit verschiedenen Gaben und Kräften; nun komme der sterbliche Sektenstifter nicht, und gebe Allen einerlei Maß und einerlei Ziel, und sage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenthür. Wer von den Sterblichen darf sich unterfangen, den Geistern zuzumessen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen zu stellen, unter welchen sich die Kraft des Gemüthes am edelsten äußere? Je reinere, freiere Luft, je gesunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Christus keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich, darin für Juden und Heiden Platz sei und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinde wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äußerlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beugt den Geist und zwinget das Leben des Glaubens, und thut der Natur

Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuscht euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äußerlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Herr, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äußern Bekenntnißformeln. Ich verehere in Ihnen den Christen, verehere in Ihnen den Herrenhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von außen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äußeres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?“

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtlust wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich von Salomon und ging fort.

Der alte Rock.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergefallen erwartet. Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne heimige Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äußere Form,

die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling dessen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Bruderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehendes, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Duldersinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter dem Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und an dem anmuthigen Außenwesen hing, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei machte, wo man dem am liebsten in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; wußte, daß Eigennutz, Lieblosigkeit, verummter Stolz und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen besuchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt, er war's den ganzen Abend. Und doch reuete ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er, sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand den Gefellen nicht zu Hause, Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem gestickten, abgeschabten Rock, daß er sich vor keinem Menschen sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht bloß darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat.“

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihnen?“ sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?“

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kommt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mirtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheit. Sie aber erzählt mir haarklein, wie der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin heult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gefell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für

den laufe sie durchs Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien.“

„„Hm!“ sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —“

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heim kam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrichtigen Orte; aber Sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheiter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber, Himmelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt.“

„„Wie so?“

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?“

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er Verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er Alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber war aufs tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat

sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!“ seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittve trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann; aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürslich!“

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. „Ich will mit der armen Wittve für ihn beten!“ sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als der Reichste.“

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die B l i n d e.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon, „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün,

unter Blumen — in weißen Gewändern, einfach, demüthig — die blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrak, als sehe er drei Engel da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Lilien-gestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab dazu gerechnet das schöne Haupt, von braunen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittve mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in die Arme schloß und sprach: „Sehet hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segensthränen der Wittve Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken.“

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so fahl und fahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rundhut sein mochte — es stand ihm doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Segen Sie sich zu uns!“ sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohlklingende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch

ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstaubten Kleides neben der herrnhuterischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selber wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, um seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungasiliches Gewand, Alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender, als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit kaum hörbarer Stimme und schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder,“ sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse.“

„Unbedeutende,“ erwiderte Salomon, „doch habe ich dadurch mir und Andern nützliche Dienste leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar.“

Martha fand in Allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sätzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?“

„Wie der Herr will!“ antwortete Frau Martha. „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit —, betrübte es mich sehr, und

mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes.

„Herr Jesu, was haben wir je gehabt?

Mit eignen Gaben wardst du begabt.

Hier hast du uns. Willst du was Bess'res, so eile,

Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.“

„So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen sehend war. Unsere Sinne sind nur Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draußen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und an ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrauten, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden.“

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in Allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Vatters Sie nicht freuen?“

„Ach!“ rief Martha: „ob ich mich freuen würde!“ Sie hob langsam ihre gefalteten Hände zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoos gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!“ lispelte sie.

In Maria's und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide

nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein lieber Bruder, es könne ihren Augen das Licht wieder gegeben werden?“ fragte Herr Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu: „Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Setze hinzu, lieber Bruder: mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind im Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du dir die Kunst zu, meiner Frau den Staar zu ziehen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letzte Mal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb, was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst als ein höheres Wesen; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine

Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nöthigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußböden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen, auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Die Jüngerin und der Heilige Gottes.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreiner-
gesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit der-
selben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigen-
nützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus
Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen
Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der
Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja mißmuthiger
als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte
ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch
Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?“ sagte Meister Leonhard, als sich Herr
Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt
er mit unsern Kindern, nimmt sie eins ums andere auf den Arm,
auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube herum,
daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem
Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein
oft bis in die späte Nacht hinein.“

„Seltsam!“ dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht
froh. Was kränkt ihn bei uns?“

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es
nicht. Alles, was Salomon that und sprach, und Alles, wie er
war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man

lieset auch in der Schrift," sagte ihre Mutter, „daß der Heiland zwar auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn weit öfter weinen gesehen." Sie schloß den Salomon in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Gottesfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte Maria nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein heiliges Grauen und ein ehrfurchtvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie mußte sich dann vom Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von der Beklemmung ganz hergestellt fühlte. Gesah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch kein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria, gefunden. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum ersten Male in der Jasminlaube nahe gesehen, war ihm, der doch Andere vom Staar heilen wollte, als wäre er selbst sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt außer ihr nur Flecken

und Finsterniß. So ging's ihm. Es war ihm, als gäbe es auf Erden keine andern Menschen mehr, als Marien; denn er sah und dachte nur an sie, und Alles empfing nur Werth, in so fern es mit ihr in Berührung stand, oder doch gedacht werden konnte. Fern von Bethanien blickte er mit Sehnsucht dahin. War er in Bethanien, entwich ihm aller Muth, alle Lust. Im Gefühle seiner Unwürdigkeit, vor Mariens Augen Gnade zu finden, und der ungeheuern Kluft, welche zwischen ihr und ihm durch irdische und religiöse Verhältnisse entsprungen war, hatte er zu Bethanien den Frieden seines Herzens eingebüßt. Das wußte er selbst bald nur zu gut. Er athmete und lebte in dem Gedanken an die Jüngerin, und konnte doch ihren Aublick kaum ertragen. Er machte sich, wie über Schwäche, Vorwürfe. Sein männlicher Stolz empörte sich; und doch ward das Uebel immer schlimmer. Entzweit in sich, faßte er wandelbare Entschlüsse; hoffnungslos gab er sich Hoffnungen hin; selig in Schwärmerei, verlachte er sich selbst.

Er vollendete inzwischen seine Fußböden. Er konnte sie nicht zierlich genug arbeiten, da künftig Mariens Fuß sie berühren sollte.

Herr Joseph Vermuth.

Wenige Tage vor Beendigung seines Werkes war zu Bethanien ein Bruder im Herrn angekommen, und zwar Herr Joseph Vermuth; derselbe, welchen das Gerücht schon längst Mariens Verlobten nannte. Auch Salomon kannte das Gerücht. Um so eifriger ward er mit Hobeln und Sägen, Zusammenfügen und Befestigen, um bald eine Gegend verlassen zu können, die seiner Gemüthsstille zu gefährlich geworden war.

Herr Vermuth hörte in der frommen Familie oft den Ruhm des Schreinergefellens ertönen. Er nahm daher gern die Einladung des Herrn Selber an, jenen bei seiner Arbeit zu besuchen.

Salomon empfing beide mit gewohnter Artigkeit; als er aber Vermuths Namen hörte, ward es ihm wie bitterer Bermuth in Mund und Herzen. Er arbeitete gelassen fort, sah nur selten auf, und gab sehr einsilbige Antworten. Herr Bermuth, ein hübscher, wohlgewachsener, feiner junger Mann, machte sich gern an ihn; fragte sehr bescheiden nach verschiedenen Gegenden, die Salomon auf seiner weiten Wanderschaft gesehen und nicht gesehen; ließ zuweilen einen frommen Seufzer zwischen seinen Lippen hervordringen, wenn von den Ungläubigen die Rede war, welche heut zu Tage Herren der heiligen Dörter des Morgenlandes sind; ließ mitunter seine Hoffnung blicken, daß endlich doch noch Alles ein Hirt und eine Heerde durch die Gnade des lieben Heilandes werde. — Trotz dem fand Salomon diesen Heiligen unleidlich; seine Sprache widerlich süßlich; sein Wesen ausgekünstelt, heuchlerisch; in seiner scheinbaren Demuth eine eigene Art Stolz, eine fromme Vornehmthuerei, die beleidigend war. Er athmete erst freier, als der künftige Schwiegersohn dieses Hauses ihn verlassen hatte.

Sah er ihn von ungefähr im Garten wandeln neben Marien und Susannen, dann kam er ihm noch unaussehlicher vor. Das gezierte Wesen neben der schlichten, anspruchlosen Würde und Einfalt der beiden Mädchen; die steife Ehrbarkeit, gar komisch, wenn sie galant werden wollte, neben den beiden Frauenzimmern; sein ewiges Lächeln und frommes Augenverdrehen machte den guten Salomon beinahe krank.

Er trat also eines Abends recht freudig zu Herrn Selber, da er diesem sagen konnte: „Meine Arbeit ist vollendet. Ich danke Ihnen für die vielen Beweise Ihrer unverdienten Güte. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Gemahlin und Töchter. Ich habe in der Stadt nur noch einige Aufträge meines Vaters bei seinen alten Freunden zu vollziehen. Dann, in wenigen Tagen, verlasse

ich die Stadt. Doch komme ich im Herbst zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu lösen. Es gehören dazu weichere Finger, als die des Schreiners. Früher kann ich die Operation nicht vornehmen.“

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und sagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hause für Meister Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern.“

Salomon schlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!“ fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugebracht habe.“ Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihn mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, überflüssiges Reisegeld und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles, was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah es ihm an, er that es ungern.

„Warum meldest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stillleben, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindegengenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen,

wie du Christen, Heiden, Juden und Türken liebst, wenn sie Gott fürchten und recht thun.“

Der gute, fromme Mann sprach so herzlich, rührend, daß Salomon endlich, statt aller Antwort, mit nassen Augen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an seine Brust drückte, ihn lange fest und innig an sich geschlossen hielt, dann sich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu sagen, mit schnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von diesem Abschied Salomons in seiner Familie. Herr Joseph Vermuth schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Ich habe es diesem Menschen wohl angesehen, daß ihn heimlich etwas foltert. Da er Geld ausschlägt, ist es nicht Armuth. Er muß sich einer Schuld bewußt sein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm ist in unserm stillen Kreise nicht wohl. Er sucht vielleicht Zerstreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens sucht.“

Auf diese Aeußerung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und sprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha stimmte ein; Suschen desgleichen. Maria aber war, sobald Herr Vermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man sie nach einer Viertelstunde aufsuchte, fand man sie in einer abgelegenen Gegend des Gartens, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte diese schnell und erschraf. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Ursache ihrer Thränen. Sie legte sich an seine Brust und weinte von neuem. Dann sprach sie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weise uns so absichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht ist vor dem Herrn, und was sein reines Herz kränkt. Lasset uns suchen, bis wir finden. Wir wännen als stille Bekenner des seligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer

Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weise aber nimmt freiwillige Armuth auf sich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regsamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt ein schlechtes Gewand, um Nackte besser zu kleiden, als sich selbst; er heilet die Kranken. Seine Worte sind Leben und Wahrheit. Wie gering stehen wir neben ihm! Und diesem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, diesem Mann, der so erhaben über die Grundsätze einer übermüthigen Welt ist, diesem mußte in unserm Hause begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Vermuth sogar . . ." Hier unterbrach und endete ein neuer Thränenstrom ihre Worte.

Der fromme Daniel versammelte die Familie. In seinem Hause durfte unter derselben nie ein Mißklang stattfinden, auch nicht das leiseste Mißverständniß. Am empfindlichsten würde ihm dies zwischen Marien und dem auserwählten Sidam gewesen sein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsstunde war, erhob er als Ältester und Vorsteher seiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunst und Gottesliebe. Dann ward die Veranlassung von Mariens Thränen berührt. Joseph fühlte seine Schuld, und indem er sie reuig von sich warf, um Marien zu versöhnen, beging sein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köstliche Thränen des Mitleids vergossen. Ja, er konnte es sich selbst nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergefell gewesen, er würde auf den hübschen Burschen eifersüchtig geworden sein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtsein des wichtigen Unterschieds zwischen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Bermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Bermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischer Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weins glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Bermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer Taubeneinfalt jedesmal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergefell zum Beispiel, dessen willen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessen willen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug es gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Wesen jenes Heuchlers allzufrüh durchsah . . .“

Herr Selber rückte ängstlich her und hin auf dem Stuhl; räusperte sich; wollte reden; entschuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat sanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu suchen. Allein umsonst. Der liebe Bruder ließ sich keineswegs stören.

„Er ist ein gefährlicher Mensch!“ fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich, um sich bei uns einnisten zu können. Was sagen Sie dazu: er war beim Gast-

mahl des Gouverneurs; er saß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt sich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie sich mein Erstaunen! — Anfangs glaubte ich in dem faubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unsers Schreinergefellens zu sehen; als man mir aber auf mein Befragen sagte: er sei der Herr Doktor Weise, glaubte ich, es müsse vom Schreinergefellens ein Zwilling Bruder sein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher standen, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er lange als Schreinergefell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere lächelten bedeutungsvoll, und schienen sich über ihn lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte, warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?“

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbefiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?“ sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel — das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen.“

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß,

betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden derselben. Als er zu Gott rief, er möge Trug und Arglist der Welt zu Schanden machen, und die Unschuld beschirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, sank Maria auf die Knie, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrschte beim Frühstück erst eine lange Stille. Dann erzählte Herr Selber in den schonendsten Ausdrücken: Salomon sei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gastmahl des Gouverneurs gewesen. „Wir sind Alle billig über den räthselhaften Mann erstaunt!“ sagte er: „Doch enthalten wir uns liebloser Muthmaßungen über die Ursachen seines sonderbaren Betragens.“ Dieser Zusatz war für Herrn Bermuth ein leitender Wink. Maria sagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker zeigte Salomon zu viel Kenntnisse. Auch die Apostel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen sie und lehrten und predigten das göttliche Wort.“

Herr Selber küßte bewegt die Stirne seiner Tochter, in deren frommer Brust auch nicht die leiseste Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er sich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforschen.

Meister Leonhard erzählte sogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, sondern im Gasthof zum schwarzen Adler. „Herr, mit dem ist's nicht richtig!“ sagte er: „In meinem Leben sind viel Gefellen bei mir in Arbeit gestanden, aber so einer ist mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reisekoffer bei mir an. Salomon soll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfennige in der Tasche. Ich selbst muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tages kommt ein Schreiber vom Banquier Kreuzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tisch für Salomon Weise. Ich denke, ich bin ein Narr; will

den Weise rufen; tritt mein Gefell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine Sünden am Leibe stehen mir stille. Na, sag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der antwortete: „Meister, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weise, und will Ihm nicht länger beschwerlich fallen. Laß er meine Sachen in den Gasthof zum schwarzen Adler bringen.“ Wie ihn meine Frau sieht, die aus der Küche kommt, macht sie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf gewachsen ist. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, schüttelt uns andern die Hand zum Lebewohl, und — weg ist er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und reich, Knall und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Darum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen.“

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gefellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Vermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reißen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund,“ sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem

ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüths schleierlos gewiesen haben: warum ließen Sie sich als Schreinergefelln durch Meister Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Absichten. Dürfen Sie sie mir bekennen, ohne in sich selbst vor dem allwissenden Gott zu sagen: ich rede Unwahrheit.

„Allerdings darf ich's,“ sagte Salomon, „so wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod suchen.“

„Nur Brod?“ sagte Herr Selber, dem gerade diese Antwort die unerwartetste und unglaublichste wurde. „O lieber Freund, warum denn verschmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beschwöre Sie bei der Liebe unsers Heilandes, lassen Sie in meiner Brust keinen Zweifel zurück. War's nur der armselige Verdienst eines Schreinergefelln, der Ihnen Bethanien wichtig machte?“

Erklärungen.

Bei dieser Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er stand auf, um nichts mehr zu hören, drückte schweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es kostete Mühe, den wackern Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlassen, ohne meine Antwort zu hören?“ fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort schon gesehen in Ihrem Errothen!“ antwortete Herr Selber.

„Doch schwerlich verstanden. Ein Mann, den ich so hoch verehere, wie Sie, darf und soll mich nicht verkennen. Ich werde

wahrhaft gegen Sie sein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an.“

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde studirt. Mein Vater, der Oberkonsistorialrath, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, schlicht und recht, in seinen Grundsätzen eisern, über die Alltagsansichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr denn alles Gut der Welt gilt. Er erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden sollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptsätze seiner Erziehungskunst waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre; den Geist für die Ewigkeit; mich auf kurze Frist, Gott für immer. Darum ist euer Geist und euer Gott das Bornehmste; werdet in jenem das Ebenbild von diesem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr sollt lieben. Wer liebt und überall aus Liebe handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet ihr nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, den Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch durch nichts Aeußeres täuschen. Ihr solltet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse solltet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; ihr werdet frei von Vorurtheilen

die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihrem Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht euch frei und mächtig. Es ist kein Glück, viel zu haben, sondern viel zu sein. Der Leib hat; der unsterbliche Geist ist. Ihr sollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reisen gehen und das Treiben der Menschen und das Walten Gottes unter verschiedenen Himmelsstrichen beobachten müßet. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutschen bequemlich durch die Welt fahren zu lassen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen.“

Herr Selber sprach: „Wahrlich, Ihr Vater ist ein voller Mensch des Herzens!“

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ,“ fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reise an. Ich wanderte als Handwerksbursch. In großen Städten vertauschte ich zuweilen meinen Schreinerschurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun seit vier Jahren auf solcher Wanderschaft gewesen. Als ich von Petersburg über Warschau hieher kam, war ich arm. Darum suchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meister Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich seit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich schrieb meinem Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schicksale. Ich zitterte, statt Antwort von ihm, Rundschaft von seinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zusammen ein.“

Mein Vater ist noch am Leben und gesund. Er sandte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe an einige seiner alten Freunde. Darunter ist auch der hiesige Gouverneur, der meinen Vater sehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöst zu haben. In wenigen Tagen, sobald ich das Merkwürdigste hier gesehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters erfüllt haben werde, reise ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnsucht ruft."

— Warum verschmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

"Sobald ich in Arbeit stand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum sollte ich von Ihnen nehmen?"

— Und — wollen Sie jeden Zweifel lösen, wie Sie mir versprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte seine Kundschaft, mit der er als Handwerksgefell gewandert war; sein Doktor-Diplom; seines Vaters Brief; verschiedene kleine Denkmale seiner Reise, und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute zugetraut, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber... Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

"Jede."

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweite Mal fragte, was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiderte nach einigem Besinnen: "Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt."

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn

ist verschwunden. Was ich mit allem Grübeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einsicht erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte außer dem Namen nichts gehört.

„Was that Ihre Maria?“ stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Maria aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Seelenfreunde unterhielten, da du mich in dein Herz hineinblicken liehest.

Herr Selber hat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zusagen. „Doch der heutige Abend,“ sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

Neue Entdeckungen.

Mit freudbeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen reiner Seelen an fremdem

Werth, vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Noth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott,“ sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glückseliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln, empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel.“

Herr Bermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Er führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!“ setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum,“ sagte Maria, „kommt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum das Herz umstricken, noch dasselbe zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemisst, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie, als eine Tochter der Ewigkeit, zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, und der Natur und dem Göttlichen fremd geworden; darum erscheint uns das Einfachste und

Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich."

Joseph machte zu Mariens Bemerkungen ein bittersüßes Gesicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem Allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, bloß weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war; aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

"In Allem sei Maß und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!" sprach er. "Eine Tugend ohne Glauben ist eine Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen und Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb, und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gottes Werk steht darum nicht minder neben und über Alles. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner, wie der Katholiken, der Juden, wie der Heiden gebetet. Dies scheint mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlicher Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Schlechte hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei. Toleranz gegen Irrende und Missethäter die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit."

"Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!" entgegnete der

fromme Daniel. „Auch ich machte meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Bescheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheiligen Treiben der Weltlinge.“

„Ich wünsche es von Grund der Seelen!“ seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hienieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeinde einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise.“

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durchs Gedräng' von auß' und innen!“

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreuungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt

kalt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen die Fehler wie das Gute.“

Maria erhob sich und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und der Gelehrte urtheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Jedern in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das Himmlische, und alle Vorstellungen sind nur mannigfaltige Blumen der unsichtbaren Welt.“

Joseph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiderung bereit, als sich Herr Selber zu seiner Tochter hinüberbog, sie in seinen Arm schloß und küßte und sprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon.“ Herr Vermuth schwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben diesen Tag bestimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunsch der Väter gewesen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensstunde beredet haben mochten, das höchste Ziel seines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten sich dieser Verbindung gar nicht abgeneigt. Doch erinnerten beide den Bräutigam, daß sie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen hätten. Er, riethen sie, solle ihre Neigung erforschen, oder gewinnen. Sie selbst wollten in einem günstigen Augenblick mit

ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimstellen. Nach diesen Eröffnungen hatte der gute Vermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abenteurer“ — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das beide eben so oft von einander stieß, als sie, sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkürlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergefell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Angebeteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit freude- und hoffnungglänzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Vermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende, einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdeckung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die Aeltern traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren,“

sagte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut' ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. — Ich trat also ans Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durchs Herz.“

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und ihres Vaters Herz. Maria zuckte und zog ihren Arm von Vermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde, Susanna lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut.“ Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!“

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt, und zwar beim größern Theil des Volks, standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagspredigers waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirchen mieden oder nur zum Schein besuchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte allerdings von mehreren, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an

ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affectirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen ließen, Bedrängten halfen, vermehrten nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Bermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorne Schaf.

„Was verirrt geht,“ sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?“ So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Bermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer übersinnlichen Liebe, seit er Marien erblickt, und wie er in den Flammen derselben frömmere und heiliger geworden. Maria verstand ihn nicht. Joseph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

Der Freimaurer.

Mit sehr ungleichen Empfindungen ward am nächsten Tage von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber sah

ihm mit trauernder Freundschaft, Herr Bermuth mit großer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er stellte sich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, sich den Genuß ihrer Gesellschaft nicht gestern schon haben gewähren zu können; darum müsse ihm der heutige Tag Ersatz leisten.

„Sie waren ohne Zweifel,“ sagte Herr Bermuth etwas spitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreise trauterer und engerer Freunde, die größeres Recht auf Ihren Besiz hatten, als wir Einsamen hier.“

„Zum Theil ja, zum Theil nein,“ erwiderte Salomon; „aber die kleinste Pflicht geht doch dem größten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut' — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich gehe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer ansehen, die mir zu gleichem Zweck schon gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!“

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?“ fragte Suschen, die am unbefangenen geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!“ antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Oriente sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog

mich an ihn. In diesem Papier finden Sie Alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswerthen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Logen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung."

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatß von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, den Preis für die Befreiung jedes einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Vermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörte. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!“ sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!“ Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Salomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor, warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben!“ sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Eifersinne Salomons in ihren Augen das Gleich-

gewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhassten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes genießen.“

„Lassen Sie das gut sein!“ versetzte Salomon: „Es gibt viele Edele unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurfundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit. Sie selber wissen, in wie übelm Ruf Religiosität und Denkart der Herrnhuter beim Pöbel stehen; wie man die frommen Brüder, ohne Unterschied, als Frömmel und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums“ oder „öffentlichen Meinung“ eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Beethanien hingegeben!“

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!“ sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns ab, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie gestissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit,

nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen worden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag."

"Sie haben vollkommen Recht in Allem, was Sie sagen!" erwiderte Salomon. "Doch müssen wir nicht vergessen, daß man viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Staate sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Der große Haufe haßt aber engere Verbindungen, die sich im Besiß gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern aus den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundeenschaft."

"Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?" fragte Herr Selber. "Ich zweifle fast; denn Jeder, welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schoos aufgenommen."

"Eben so auch in der Verbindung der Freimaurer; es gehen allezeit ernsthafte Prüfungen voraus!" versetzte Salomon. "Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben, sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeit."

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: "Ich will mich deutlicher erklären. Herrn-

huterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden; aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei steht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkerschaften, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kindschaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquickern und zu stärken für das Erdrückende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrnhuter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kommt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt.“

„So finde ich,“ sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung

der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen.“

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!“ entgegnete Salomon. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß, beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft; dort und hier herrscht eine von den Ueingekehrten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche, meistens sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche vieler, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form für das Wesen hält, sich am Aeußerlichen ergötzt, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel ihrer Eitelkeit, ihres kleinen, irdischen Eigennuzes, ihrer weltlichen Anschläge, verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege.“

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!“ entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht,“ sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Ausnahme günstig

machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinnenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Geld, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollenbung des einzelnen Menschen und der gesamten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hoch erhabenen Vermittler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äußerliche allein. — „Und so“ — setzte Salomon mit leiser Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter.“

Herr Selber schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!“

Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Meinungen und Gefühle austauschten und berichtigten, je sichtbarer und auffallender war das unwillkürliche Zusammenneigen aller dieser Gemüther. Salomon schien von jeher ein Mitglied der Familie gewesen zu sein. Es war in seinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und sie Alle waren ihm so unverborgen, wie sich Brüder und Schwestern sind. Nur der fromme Herr Joseph stand, wie durch eine zauberhafte unsichtbare Hand zurückgehalten, außerhalb dem schönen Kreise engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denselben eintreten wollte, um so weiter sah er sich jedesmal von demselben hinweggerückt. Alle suchten ihn mit Güte und Leutseligkeit auf, und fanden ihn doch

immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha sagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menschen so deutlich vor mir gesehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen sich mit so schwesterlicher Ruhe und Harmlosigkeit an seinen Arm, wenn sie die Lustgänge des Gartens durchwandelten, als sie es nicht mit Joseph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stilllebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von seinen Reisen, seinen Ansichten der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In Unschuld und Einfalt schwebte dem jungen Manne da eine Schwesterseele vor, in engelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchströmte, Mariens Geist; — er beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Würde.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien aufs Land zu machen mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinaufsteigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der gleichen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am häufigsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis

von Bethanien sich enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Himmlisch-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Profaische vor. Darum ward ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheit mit Marien so bald als möglich ins Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten, daß Alles ihm gänzlich entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder später zu erobern, besonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs nur für einen schlauen Abenteurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der, durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äußern Anmuth, den Vermuth'schen Planen der gefährlichste Feind werden konnte. Je weniger er Salomon seine Hochachtung versagen durfte, je furchtbarer fand er denselben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in diesen betrübten Umständen ein ersprießlicher Rath werde, beschloß er, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die stille Qual des seinigen offenbarte. Noch dringlicher schien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn

obgleich der Herr Doktor schon lange von seiner nahen Abreise geredet hatte, verzögerte sie sich doch, nicht nur von Tag zu Tag, sondern auch von Woche zu Woche. Joseph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermittelt derselben am schnellsten über die Grenzen zu bringen.

Der entscheidende Tag.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn Bermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zuerst, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?“ fragte Martha: „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst.“

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen, noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein,“ sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr; denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels wußte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude ist zerrissen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre.“

Martha erschrak, als sie dieses hörte; doch sanft und beruhigend forschte sie weiter, und fühlte Trost, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und sprach: „Meine Gotteshuldigung will eine Menschenhuldigung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünstiger werden, als sie je waren; daß ich die Jesusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe, als je — es ist doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir selber zwieträftig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer sündige, in welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menschen, der außer dir, Mutter, und außer meinem Vater mir der Ehrwürdigste auf Erden geworden.“

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, so leise flüsterte Maria dieselben.

„Weißt du darum? Hat er sein Herz dir entdeckt?“ fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigsten der Menschen keinen andern, als Herrn Joseph Vermuth denken konnte. „Es ist keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebst, der dich so herzlich, so fromm, so treu liebt. Die stillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünsche für dein Glück sind in diesen Thränen erhört.“

„Mein Glück?“ seufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jesu hinweg, allein zu sich? Ich bin nicht mehr so gut, als ich war.“

„Bestes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verstehst vielleicht nur dein eigenes Selbst nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmlische Vorsehung walten; sie führte dir ihn entgegen, daß in seinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönsten und Heiligsten entflammt würdest. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All verstandest, werden nun in einen einzigen Punkt zusammengezogen,

leuchtender, brennender. So soll es sein. Wir sind Menschen, und unsere hinfällige Kraft bedarf solches Beistandes zu neuen Aufschwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen seine Aeltern empfindet, zur himmlischen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem sie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unsichtbare in dem sichtbaren Vollkommenen mit höherer Kraft; sie liebt wahrer, menschlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener, fremder Weihe. Und wirst du einst über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnsucht nach dem dort oben ihren höchsten Gipfel.“

So sprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab sich in die Einsamkeit ihres Gemachs. Da erst in der Inbrunst stillen Gebetes, dann in den Tönen des Fortepiano's erhob sich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte sich mit sich selber versöhnt, als sie neben der Liebe zum Himmlischen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbestehen sah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöst.

Als so der größte Theil des Vormittags verschwunden war, eilte sie hinab in den Garten, sich da zu ergehen und zu zerstreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat sie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da saß Salomon in Gedanken verloren. Ihr Eintritt schreckte ihn auf.

„Es thut mir leid,“ sprach sie eben so erschrocken, und eine schöne Röthe umfloss ihre Wangen, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbreche.“ Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!“ rief er, und ergriff ihre Hände. „Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste.“ Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöst im Uebermaß niegeahnter Gefühle, wie Vollendete in Gott. Daß erst beider Hände sich fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen war, daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende — von dem Allem wußten beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, beide erstaunt und furchtsam, beide beglückt, sich zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm um den seinigen legte, einen Gang durch den Garten zu thun: „O Salomon, bin ich denn des Lebens werth?“ — Und Salomon erwiderte: „Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!“

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Vermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen wären, wie sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zart Sinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie an ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum —, die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der Widerwille selbst gegen den Schein,

als möge er durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhutische Formen annehmen, — das Alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. Er umarmte Joseph von Herzen. „Ich danke Ihnen,“ sprach er, „für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks; ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt.“

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letzten Mal, und zur Stadt wandelte, war ihm, als schloße sich das Leben.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an den Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhiess nach einem halben Jahre wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

B e r u h i g u n g.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten und ehemaligen Kindheitsgenossen; in der Errichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärztlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloss mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er Neue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorne Glück. Seinem biedern Vater hatte er die Begebenheit jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm

ihn segnend in die Arme und sprach: „Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draußen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen.“

Herr Selber hatte an Salomon einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden schilderte; dennoch aber hinzusetzte: „Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!“ und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Joseph nur sagte: „Wir erwarten mit Ergebung, was unsers Herrn Wille ist.“ Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in einem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloss. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm doch bald mehr, als jede andere erquickend. „So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe zu meiden,“ sprach er zu sich selbst, „ehe du eine erwachende Neigung zu dir in eine Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies des Engels verzehrt haben würden.“

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Brief zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin in eine benachbarte Stadt zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu; die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch

Niemand ihm von Marien reden möchte, sogar wenn er selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost bei großer und geheimer Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihn dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paares zu machen, und Zeuge der wichtigen Augenheilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den allfälligen Anblick von Vermuths liebenswürdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an des Vaters Seite.

S c i l u n g.

Die erste Zusammenkunft im Gasthose der bezeichneten Stadt war zwischen so guten, einander in reinsten Freundschaft verwandten Menschen, unendlich wohlthuend. Nicht mit Worten, nur mit wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthezeit, von hundert unbedeutenden Dingen. Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung

belebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen sich nicht von einander mehr trennen zu wollen.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen, seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, weil man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sei, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaares gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedesmal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz ins Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmählig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten, wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mond hellen Abend zum ersten Mal ohne Binde ins Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank aufs Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme

in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer neben sich in enger Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt ans Herz drücken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergib, daß ich von der rede, von der ich dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir meine Tochter zu sehen!“

Salomon antwortete bewegt nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanne traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter, sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte Ihre Tochter weit von hier; ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr erschüttern.“

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib mir den Betrug — dein guter Vater verhiess, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien aus dem Ort kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das

Chorhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um, getrennt von der Welt, ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach genug, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern."

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf sein Kind gegeben, wie ich ihm auf dich gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden sollen nicht wieder bluten.

Indem sie noch redeten, führten Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränkten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den Worten: „Braut des Himmels:" begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebst sie. Wir sagen dir: sie liebt dich."

Es umschlangen sich Marie und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

Druck von G. N. Sauerländer in Marau.

